

FRANK COATES

Damals
in Afrika



Weltbild

Afrika 1952: Kip Balmain wächst in einem kleinen kenianischen Dorf auf und erlebt eine von Brutalität und Gewalt geprägte Kindheit. In den Wirren des Bürgerkriegs versucht er verzweifelt, seinen verschwundenen Vater zu finden. Zwanzig Jahre später in Uganda: Wild entschlossen, der Armut zu entfliehen, macht sich die junge Rose Nasonga auf nach Kenia, um dort ihr Glück zu finden. Die Schicksale von Kip und Rose sind auf mysteriöse Weise miteinander verbunden, gegen alle Widerstände kreuzen sich ihre Wege immer wieder. Und schließlich machen die beiden eine unglaubliche Entdeckung ...

Frank Coates

Damals in Afrika

Roman

Aus dem Englischen von Katharina Volk

Weltbild

Der Autor

Frank Coates wurde in Melbourne geboren und arbeitete lange Jahre im Bereich Telekommunikation in Australien und anderen Ländern. 1989 wurde er von den Vereinten Nationen nach Nairobi berufen. Vier Jahre lang reiste er durch Afrika und lernte dabei in Tansania eine Frau vom Nyamwezi-Stamm kennen, die er heiratete. Frank Coates hat zwei Kinder und fünf Enkelkinder und lebt in der Nähe von Sydney. Mehr über den Autor erfahren Sie unter www.footloose.com.au.

Die englische Originalausgabe erschien 2006 unter dem Titel In Search of Africa bei HarperCollins, Sydney, Australia.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Frank Coates

Published by arrangement with HarperCollins Publishers Australia Pty Limited.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2014 by Verlagsgruppe Weltbild GmbH, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Katharina Volk

Copyright der Übersetzung © 2008 by Droemersch Verlaganstalt Th. Knauer Nachf., München

Covergestaltung: *zeichenpool, München

Titelmotiv: shutterstock.com (© EcoPrint, © Andrzej Kubik)

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN: 978-3-95569-026-7

Für Lars, Florah, Eric und Chantal

PROLOG

1944

»Fünf Minuten zum Ziel, Ernie.«

Die Stimme aus dem Funkgerät klang kühl und emotionslos, doch Flight Lieutenant Ernie Sullivan wusste, dass der Navigator den gleichen Knoten nervöser Anspannung im Bauch spürte wie er selbst. Es wurde nie leichter, auch nicht bei diesem, seinem zwölften, Einsatz über Deutschland; das Flattern im Magen, die feuchten Handflächen – die Reaktion seines Körpers auf den drohenden Tod.

Er fuhr mit dem Finger unter den Kragen seiner Fliegerjacke und spürte, wie ihm der Schweiß über Nacken und Rücken rann. Im Cockpit war es stickig, und die Jacke wurde ihm um die Brust herum auf einmal zu eng. Er wusste, dass das Flakfeuer jeden Augenblick beginnen würde. Er fischte seinen Glücksbringer aus der Hemdtasche und betastete im Halbdunkel das glatte, schwarze Holz. Er spürte die feinen Farbränder unter den Fingerspitzen – die Punkte und Wellenlinien in Rot, Gelb und Weiß.

Die vier Motoren der Stirling dröhnten vor sich hin und ließen ab und zu ein dumpfes Rattern hören, wenn ihre Frequenzen sich überlagerten und wieder gegeneinander verschoben. Der Lärm hallte in Ernies Kopf wider. Das Cockpit der Stirling schien immer kleiner zu werden.

So weit er in der Nacht sehen konnte, flogen links und rechts von ihm weitere Stirling-Bomber, jeder auf seiner maximalen Flughöhe von etwas über drei Meilen. Die restlichen siebenhundert Bomber dieses Angriffs, die Halifaxes und Lancasters, flogen fast eine Meile höher. Ernie wusste, dass sie sich dort oben in der Dunkelheit gerade zu einem dichten, todbringenden Verband formierten, um das feindliche Radar zu täuschen. Bald würden sie ihre Brandbomben auf den Hamburger Rangierbahnhof herabregnen lassen. Ernie wusste auch, dass er ebenso leicht von einer ihrer eigenen Bomben getroffen werden konnte wie von einer feindlichen Flak. Bei solchen Gelegenheiten schätzte er die alte Stirling wirklich nicht besonders.

»Zwei Minuten.« Die Stimme des Navigators klang nun ein wenig eindringlicher.

Der Lichtstrahl eines Scheinwerfers erfasste das Flugzeug. Weitere schwenkten in großen Bögen heran wie weiße Dolche und nagelten den Bomber fest wie eine Motte in einem Schaukasten.

»Scheiße!«, sagte Ernie. Flakgeschosse explodierten um sie herum, während er die Maschine steil absinken, steigen und kurven ließ, um die Lichtkegel abzuschütteln.

»Ernie, wir haben hier unten eine Treibstoffleiche.« Das war der Funker.

»Scheiße! Scheiße!«, rief Ernie, als die Dämpfe zu ihm ins Cockpit aufstiegen. Ein Stück eines Flakgeschosses hatte vermutlich eine Treibstoffleitung getroffen. Bevor er auch nur darüber nachdenken konnte, wie stark der Treibstoffverlust ihre Reichweite beeinträchtigen könnte, wurde die Stirling von zwei Me-109-Jägern unter Beschuss genommen. Ernies Bordschützen konnten im grellen Licht der Suchscheinwerfer nichts

mehr sehen und brauchten eine Weile, bis sie das Feuer erwiderten.

»Heilige Scheiße«, brummte Ernie. »Was denn noch?«

Die Messerschmitts wurden ausgeschaltet, doch vorher bekam der Bomber noch ein paar Treffer ab.

Einer der Steuerbordmotoren ging in Flammen auf. Halb erstickt von den Benzindämpfen, schaltete Ernie das Triebwerk ab und lenkte die Maschine in einen steilen Sturzflug. Doch das Feuer erlosch nicht. Er fing sie wieder ab und befahl der Mannschaft, das Flugzeug aufzugeben.

Über den Funk brach das Chaos aus. Ernie trimmte das Flugzeug aus, so dass die Stirling noch möglichst lange in der Luft blieb, damit die Mannschaft abspringen konnte.

Der Navigator hinter ihm brüllte etwas, doch der Lärm der Motoren übertönte ihn.

»Was?«, schrie Ernie.

»Dein Fallschirm. Wo ist dein Fallschirm?«

»Mein Fallschirm? Ach so. Müsste hinter dir verstaut sein. Danke, Kumpel.«

Der Navigator schob Ernie den Fallschirm zu und deutete auf die Bodenwanne des Bombenschützen unter sich. Sie war von Flammen umzingelt. »Ich spring jetzt ab«, schrie er.

Ernie reckte den Daumen in die Luft. »Wir sehen uns im Ploughman's Arms«, rief er mit zuversichtlichem Grinsen.

Der Navigator winkte und stieg hinab in die Bodenwanne, doch die Ausstiegsluke war geschlossen. Als die Flammen ihn erfassten, geriet er in Panik und wich zurück.

Ernie versuchte, aus dem Cockpit hinauszukommen, blieb aber mit dem Fallschirm im engen Durchgang stecken.

Der Navigator krabbelte aus der Bodenwanne. Seine mit Treibstoff getränkten Stiefel brannten lichterloh, und er rannte kopflos vor Angst in die Kabine.

»Nein!«, brüllte Ernie, doch der Navigator verschwand in einer Wand aus Hitze und Flammen, als die Kabine hochging. Die Explosion schleuderte Ernie zurück ins Cockpit, wo er mit dem Kopf an das Instrumentenbrett knallte.

Als Ernie wieder zu Bewusstsein kam, war die Kabine ein einziges Inferno. Flammen versperrten ihm den Weg zu sämtlichen tiefer gelegenen Luken. Er kletterte auf den Pilotensitz und versuchte, das Cockpitdach zu öffnen, doch die Ausstiegsluke klemmte. Er schlug mit der Faust dagegen, die Luke flog davon, und die Flammen wurden aus der Kabine zu ihm ins Cockpit gesogen. Er sprang in die Öffnung, und der Fahrtwind schleuderte ihn hinaus in die kalte Nachtluft.

In diesem Moment traf ihn das Seitenleitwerk des Flugzeugs im Rücken.

Als Ernie das Bewusstsein verlor, griff eine Hand automatisch nach der Reißleine des Fallschirms.

Teil 1

Kip

KAPITEL 1

1952

Kip flitzte den Dschungelpfad entlang, dass die zu großen Shorts um seine mageren Beine flatterten. Das Moos am Ufer des Nanyuki River schimmerte feucht, und die Nachmittagssonne drängte sich in schräg einfallenden Strahlen durch die schweren Schatten, um grüne Inseln auf den Urwaldboden zu zeichnen.

Der Junge sprang über einen umgestürzten Baumstamm, und beim Aufsetzen durchfuhr ihn heißer Schmerz vom Zeh bis zu den Lenden. Er stürzte, rollte sich auf dem Bett dichter Fettpflanzen zusammen und kullerte weiter, bis er am Fuß eines alten Feigenbaums liegen blieb.

Er nahm sich einen Moment Zeit, um wieder einmal seinen Fuß zu untersuchen. Der Nagel am großen Zeh war rot, sehr rot. Als er ihn vorsichtig berührte, flammte der Schmerz erneut auf. Der Sandfloh bohrte sich tiefer in sein Fleisch. Mutter sagte, das geschehe ihm recht, weil er seine Schuhe nicht anbehalten hatte. Er stellte sich vor, dass der Parasit an ihm fraß, so, wie eine Made sich in einen Leichnam bohrte. Bei dem Gedanken wurde ihm übel.

Der Mann, den er im Wald gefunden hatte, war genauso – ein Leichnam, in den sich die Maden hineinfräßen. Als Kip ihn gefunden hatte – eigentlich hatte er die Fährte einer Hyäne verfolgt –, war nicht mehr viel von ihm übrig gewesen. Die Hyänen, Schakale und Geier hatten ganze Arbeit geleistet. Und die Maden. Das war jetzt eine Woche her, und seitdem waren Kips Nächte nicht mehr wie früher.

Aber er konnte seiner Mutter nichts davon erzählen und Tante Kathleen auch nicht.

Beim Gedanken an seine Mutter sprang er auf und wischte das zerdrückte Moos von seinem Schulhemd. Es war zum Glück nicht zerrissen, es war noch nicht mal Schlamm drauf.

Kip setzte vorsichtig den Zeh auf den Boden, verlagerte probeweise ein wenig Gewicht darauf, bevor er weiterrannte, und schonte dann den Fuß, als er an der flachen Furt durch den Fluss platschte. Ein Buschbock brach erschrocken aus seinem schattigen Versteck und floh.

Den Sandfloh fand Kip jetzt weniger schlimm, er machte sich eher Sorgen, weil er zu spät kommen würde. Er preschte durch die kratzenden Dornenranken am Rand des Wassers, krabbelte die Uferböschung hinauf und brach aus dem Wald hervor auf Raymond Hooks hintere Koppel. Wie ein Aal schlüpfte er durch die Umzäunung, bog in vollem Lauf auf die unbefestigte Straße ein und rannte hoppedi-hopp weiter, um seinen schmerzenden Zeh zu schonen.

Knapp hundert Meter vor ihm lag der Pub, der seiner Mutter gehörte, ein altes Holzhaus. »Equatorial Hotel« stand auf dem Schild, und darunter in kleineren Buchstaben: »Genießen Sie Ihr Bier in beiden Hemisphären.« Es hieß, der Äquator verlaufe genau hier, und der Vorbesitzer des Pubs hatte einen breiten Strich auf die Bar

gemalt und mit weißer Farbe »Der Äquator« darüber geschrieben. Die Gäste sollten Bier aus Zapfhähnen auf beiden Seiten des Strichs probieren, um festzustellen, auf welcher Halbkugel es ihnen besser schmeckte.

Während der Öffnungszeiten durfte Kip die Bar nicht bereten, außer, um die Tropfbleche auszuleeren – eine seiner vielen Aufgaben. Seine Mutter schlug ihn, wenn er mit den Gästen sprach, also tat er seine Arbeit mit gesenktem Kopf und abgewandtem Blick. Nach einer Weile nahmen die Stammgäste an, er sei ein bisschen zurückgeblieben oder schwachsinnig, und ignorierten ihn. Aber Kip hörte alles, worüber sie sprachen, auch die Streitereien darüber, ob das nördliche Bier nun besser schmeckte als das Bier, das aus demselben Zapfhahn gezapft, aber auf der Südhalbkugel getrunken wurde, und Diskussionen darum, ob sich das Wasser im Abfluss auf verschiedenen Seiten des Äquators auch verschieden herum drehte.

Kip lief um das Hotel herum und ließ sich auf die Hintertreppe sinken. Sacht drückte er am weichen Fleisch seines Zehs herum, und natürlich flammte der Schmerz wieder auf. Er zog seine Sandalen aus den Hosentaschen, schlüpfte vorsichtig hinein und ärgerte sich über sich selbst, weil er den Zeh wieder zum Schmerzen gebracht hatte. Drück nicht daran herum – du machst es nur schlimmer, war ein Satz, den er leider allzu oft hörte. Dummer Junge! Du wirst es nie lernen, war auch so ein Satz, und offensichtlich stimmte das – Kip geriet ständig in Schwierigkeiten.

Er ging durch die Hintertür hinein und hielt inne, um seine Gedanken zu sammeln. Wie sollte er es erklären? Er konnte behaupten, dass er zu spät kam, weil ... weil Mrs. Philgrove ihm aufgetragen hatte, den Schulhof zu fegen. Nein, dann würde sie ihn nur ausfragen, was er angestellt hatte, um diese Strafe zu verdienen. Er kam zu spät, weil ... weil: Mein Zeh tut so weh. Nein, dann würde er sich den Vortrag darüber anhören müssen, dass er immer seine Sandalen tragen sollte. In seiner Verzweiflung fragte er sich, ob es mit der Wahrheit klappen könnte. Ich habe mich an ein Perlhuhn herangepirscht, und auf einmal war die Zeit verflogen. Nein, die Wahrheit half nie. Nichts half, wenn seine Mutter mit der kiboko in der Hand vor ihm stand. Nichts brannte so gemein wie eine Peitsche aus Nilpferdhaut.

Er schlich sich in die Küche, die von der späten Nachmittagssonne erfüllt war. Er lauschte. Die Stille summt in der Hitze.

Er lugte durch den Türspalt in die Bar. Die Fensterläden waren geschlossen, umgedrehte Hocker standen auf der Bar, und die Vordertür war zu. Der Pub war geschlossen.

Der Pub war nie geschlossen!

Ein handgeschriebenes Schild war von innen an das große vordere Fenster geklebt. Kip las es spiegelverkehrt.

HOTEL GESCHLOSSEN
14 BIS 17 UHR
22. OKTOBER 1952

Eine Woge der Erleichterung schwappte über ihn hinweg. Er hatte das Gefühl, nach einem Todesurteil begnadigt worden zu sein.

Sein schmerzender Zeh erinnerte ihn an seine andere Notlage. Er musste das widerliche Tierchen entfernen. Er konnte den Gedanken, dass es sich immer tiefer in sein Fleisch bohrte, keinen Augenblick länger ertragen. Kip wusste, dass es eine gebogene Nadel gab, die »Flohnadel«, und dass sie im Verbandskasten seiner Mutter lag. Er suchte die Schränke ab – sogar die ganz oben, mit Reihen langweiliger Behälter voller Mehl und den kleinen Kügelchen Sago, die seine Mutter als »Leckerei« servierte, mit lauwarmer Milch und zu weichem Zucker –, aber den Erste-Hilfe-Kasten fand er nicht.

Er blickte sich um. Die Tür zum großen Schlafzimmer stand einen Spalt breit offen. Seine Mutter und Tante Kathleen waren offenbar in großer Eile aufgebrochen – diese Tür wurde sonst immer abgeschlossen. Es war nur logisch, den Verbandskasten dort aufzubewahren, und zitternd vor Angst schob Kip die Tür auf.

Dahinter klapperte etwas dumpf. Die Schlinge des Henkers, der Strick an einem Haken. Er sprang zurück und fiel ins furchtlose Sonnenlicht der Küche. Auf dem kühlen Linoleum blieb er liegen, bis sein Herz nicht mehr hämmerte. Er wusste, dass das kein Galgenstrick war, er hatte es sofort gewusst, als er das Ding gesehen hatte, aber die kiboko-Peitsche machte ihm Angst, brachte ihn dazu, sich seltsam zu verhalten.

Er hob den Blick und sah zum Schlafzimmer hinüber, dessen Tür nun obszön weit offen stand und das reine Licht aus der Küche weit vordringen ließ.

Kip rappelte sich langsam auf und schob sich voran, bis sein Schatten in das abgedunkelte Zimmer fiel. Über dem Bett hing ein Bild der Jungfrau Maria. Ihre erhobenen Hände wirkten einladend. Kip fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen und wagte einen weiteren Schritt. Es roch nach dem Puder seiner Mutter, und der Duft umwehte ihn in der dunklen Wärme des Zimmers wie ein Racheengel.

Sein Zeh pochte schmerzhaft. Er ging weiter in das Zimmer hinein. Das große Doppelbett, das sich Mutter und Tante teilten, beherrschte den schattigen Raum. Die Vorhänge vor den Fenstern waren zugezogen, und an der Wand gegenüber hing ein gerahmtes Bild von einem dunklen,holzvertäfelten Büro mit Hunden in Männerkleidung. Es gab eine Bulldogge in einem dreiteiligen Anzug und einen Bluthund, ebenfalls gut gekleidet, mit einem Stock in der Hand. Diverse andere Hunde saßen an einem großen Tisch, rauchten, lachten und amüsierten sich.

Auf den beiden Nachttischen standen zwei identische Petroleumlampen. Ihre glänzenden Messingständer trugen Glasschirme, von Hand mit Blumen bemalt, die bis zu den schmal zulaufenden Öffnungen emporrankten.

An der Wand in der Nähe des Fensters stand eine Frisierkommode mit zwei Schubladen und einem Stuhl davor, und am Fußende des Bettes eine große, schlichte Holztruhe, die mit einem Zebrafell bedeckt war. Kip hatte schon manchmal einen kurzen Blick auf dieses Fell erhascht, bei den seltenen Gelegenheiten, da die Tür in seiner Anwesenheit geöffnet wurde, und jedes Mal hatte er den beinahe unwiderstehlichen Drang verspürt, in das verbotene Zimmer zu schlüpfen und das Fell zu streicheln. Nun streckte er vorsichtig eine

Hand danach aus. Der Teppich aus schwarzen und weißen Härchen ließ seine Hand in eine Richtung leicht und glatt dahingleiten, sträubte sich aber in der Gegenrichtung. Er schmiegte die Wange daran und spürte wieder, wie das Fell ihn in einer Richtung willkommen hieß und sich in der anderen gegen ihn sträubte.

Erneut bemerkte er den Duft seiner Mutter, der diesmal von dem Zebrafell aufstieg. Er wich zurück. Das Fell hatte seine Anziehungskraft verloren. Die Jungfrau Maria runzelte finster die Stirn.

Das einzige weitere Möbelstück im Raum war ein schlanker Schrank mit zwei Türen. Dahinter standen etwa ein Dutzend Bücher auf Regalbrettern. Kip suchte die Bretter nach der unverkennbaren Metallkiste mit den Worten »Capstan Ready Rubbed« in goldenen Buchstaben auf schimmerndem grünem Hintergrund ab – darin wurde das Verbandszeug aufbewahrt. Er fand Spulen mit Baumwollfaden und Nähmaschinen, aber der Verbandskasten war nicht in dem Schränkchen. Wieder glitt sein Blick zu der großen Truhe am Fußende des Bettes.

Beinahe ehrfürchtig schlug er das Zebrafell zurück. Ein Schwall muffiger Luft stieg von dem stockfleckigen Holz auf. Als er die Truhe öffnete, war von den Scharnieren ein lautes Knallen zu hören wie ein Gewehrschuss. Kips Herz machte einen Satz, und er ließ den Deckel sinken. Er wartete einen Augenblick, nahm all seinen Mut zusammen und versuchte es erneut. Beim zweiten Mal öffnete sich die Truhe mit einem leisen Quietschen, und der Gestank von Mottenkugeln stieg daraus auf.

Darinnen befanden sich einige zusammengelegte Steppdecken, Kissen und eine alte violette Pralinenschachtel, die an der Seite in die Truhe gestopft war.

Kip wusste, dass das Verbandszeug nicht in dieser Schachtel sein konnte – sie war zu klein –, aber irgendein Dämon trieb ihn dazu, trotzdem hineinzuschauen. Vielleicht war es derselbe Dämon, der ihn einmal dazu gebracht hatte, sich an ein eben von Löwen getötetes Tier heranzuschleichen und sich hinter einem Aloebusch zu verstecken, während sich das Rudel fauchend über sein grausiges Mahl hermachte. Er fragte sich oft, warum er so dumme Sachen tat.

Der Deckel aus Karton saß recht fest und öffnete sich mit einem leisen Zischen, doch die Schachtel war unbeschädigt, außer an den Ecken, wo die Farbe und etwas von der Pappe abgewetzt war. Die Schachtel enthielt zwei zerknitterte Umschläge mit fremdartigen Briefmarken. Auf einer war ein König vor grünem Hintergrund abgebildet, und darunter stand »Australien«. Auf der zweiten blickte der König in die entgegengesetzte Richtung, und es stand »Großbritannien« darunter. Außerdem waren da noch eine halbe Seite aus einer Zeitung mit einer Werbung für Dr. Thar's Ointment und ein kleines Stück glattes, schwarzes Holz, mit seltsamen Mustern in Rot, Gelb und Weiß bemalt. Kip strich mit dem Finger darüber und ertastete die Linien und Punkte. Die Farbe musste einmal ziemlich dick aufgetragen worden sein. Die andere Hälfte des gebogenen Holzstücks war abgebrochen und hatte eine scharfe, gezackte Kante hinterlassen.

Er neigte die Pralinenschachtel, um das Holzstück in seine Hand zu kippen, und ein schmaler goldener Ring fiel klappernd zu Boden, rollte in einem großen Bogen über den

Dielenboden und verschwand unter dem Bett.

Panisch kroch Kip hinterher. Er legte sich flach auf den Bauch und tastete mit der Hand im Staub unter dem Bett herum, bis er auf etwas Metallenes stieß. Es war der Verbandskasten. Der Ring war direkt daneben gelandet.

Hastig legte Kip den Ring und die anderen Sachen zurück in die violette Pralinschachtel und steckte sie wieder neben die Steppdecken. Dann schloss er vorsichtig den Deckel der Truhe und ließ das wunderschöne schwarz-weiße Zebrafell wieder an seinen Platz gleiten. Mit dem Verbandskasten unter dem Arm floh er aus dem Schlafzimmer in die tröstliche Wärme auf der Treppe vor der Hintertür, wo er langsam und unter Schmerzen den Sandfloh unter seinem Zehennagel herauspulte.

Vor der Pioneers' Hall in Nanyuki hatten sich über fünfzig Leute versammelt. Kathleen nickte einigen Nachbarn zu, doch Marie vermied es, irgendjemandem in die Augen zu blicken, während sie sich mit dem Flugblatt, das diese Versammlung angekündigt hatte, Luft zufächelte. Das war wirklich eine beeindruckende Menschenmenge. Es sah so aus, als hätte sich der ganze Distrikt hier eingefunden – ein Beweis für die allgemeine Besorgnis. Schließlich kam der District Commissioner nicht jeden Tag von Nyeri bis hierher, aber die Mau-Mau waren in aller Munde.

Schlimm genug, dass bewaffnete Banden die abgelegeneren Anwesen überfallen und alles geraubt hatten, was sie essen oder gebrauchen konnten. Aber vor nicht einmal einer Woche war eine Leiche gefunden worden, entsetzlich zugerichtet und bisher noch nicht identifiziert, und das keine fünf Meilen außerhalb der Stadt.

Marie warf verstohlene Blicke auf die Miles-Mädchen, stets die ersten, die sich nach der neuesten Mode kleideten. Wie üblich waren sie viel zu schick zurechtgemacht, geradezu lächerlich, vor allem für kenianische Verhältnisse. Die Jüngere trug ein gelbes, tailliertes Kleid mit geradem Rock, Gürtel und weiten Flügelärmeln mit Manschetten. Aufgesetzte Taschen nahmen die Form der Manschetten an den Ärmeln auf. Das ältere Mädchen trug ein rotweiß gestreiftes Kleid, ebenfalls mit Flügelärmeln, figurbetont geschnitten, mit einem kontrastierenden Gürtel und langem Rock. Beide Kleider waren anscheinend aus diesem neuen Nylon-Baumwoll-Gewebe gefertigt. Die Frauen trugen alberne Hütchen ohne Krempe, eher wie Baskenmützen. Ziemlich unpraktisch, fand Marie, wenn man bedachte, dass Nanyuki direkt auf dem Äquator lag.

Das jüngere der Miles-Mädchen ertappte Marie dabei, wie sie sie anstarrte, und Marie wandte sich hastig ab. Nervös strich sie über den Stoff ihres Hemdblusenkleides mit Blumenmuster, der unter dem Gürtel oft knäuelte und sie viel fülliger wirken ließ, als sie war.

Kathleen beugte sich vor, um Marie etwas ins Ohr zu flüstern, und die breite Krempe ihres Filzhutes blieb an Maries Strohhut hängen. Kathleen trug eine graue Hose und eine Bluse mit Knopfleiste und zwei Brusttaschen. »Schau dir nur mal den alten Dudley Bastard an, Marie.« Sie verdrehte die Augen. »Hast du so was schon mal gesehen?«

Dudley war für zwei Dinge berühmt: seinen beträchtlichen Leibesumfang und die Anzahl seiner Kinder, die sich auf neun von seiner derzeitigen und sieben von seiner

ersten Frau belief. In Nanyuki hieß es, man könne nie die Straße entlanglaufen, ohne dem einen oder anderen Bastard zu begegnen.

»Meinst du, er ist noch fetter geworden?«

Die beiden Frauen sahen zu, wie Dudley sich eher rollend denn gehend von seinem Auto zum Versammlungssaal bewegte. Auf dem Rücksitz hockten seine vier totos – die kleinen schwarzen Kinder, die er brauchte, damit sie seinen Wagen starteten.

»Nein, das kann gar nicht sein«, sagte Marie und schüttelte den Kopf.

Dudley war so dick, dass sein Bauch über den Schalthebel seines alten Austin hing, weshalb er nicht einmal den Gang wechseln konnte. Die totos schoben den Austin, bis er schnell genug war, dass Dudley den höchsten Gang einlegen konnte, und mussten dann einen Spurt hinlegen, um ins Auto zu springen, bevor der Austin ihnen davonfuhr. Dieser Prozess musste nach jedem Halt wiederholt werden, was jede erzwungene Pause zu einem Ärgernis machte. Alle in der Stadt wussten, wie gefährlich es war, Dudley Bastard nicht die Vorfahrt zu überlassen.

Marie berührte Kathleen am Arm und wies mit einem Nicken in Richtung Tür, wo die Menge sich nun langsam in den stickigen Versammlungssaal schob. Sie suchten sich zwei Plätze nebeneinander, ungefähr in der Mitte.

Nachdem der District Commissioner vorgestellt worden war und ein paar einleitende Bemerkungen gemacht hatte, kam er zur Sache. »Ich bin heute hier, um euch guten Leuten zu versichern, dass es auch angesichts dieser neuen Übergriffe keinen Grund zur Panik gibt.«

»Sie haben gut reden, Mr. Boverie. Ihnen steht ja auch jederzeit die Armee zur Verfügung.«

Die Stimme kam vom Ende der Reihe, in der Marie und Kathleen saßen. Marie lugte an ihrem Nachbarn vorbei und stellte fest, dass der Sprecher Cliff Randall von der Cedarville Farm war. Sie drehte sich wieder zu Kathleen um und flüsterte: »Wenn der alte Cliff mit seiner Truppe erwachsener Söhne sich Sorgen macht, wie viel Hoffnung besteht dann für uns?«

Kathleen nickte. »Seine Mädchen sind diejenigen, die man wirklich fürchten muss«, flüsterte sie.

Marie lächelte.

»Mein Herr«, erwiderte der District Commissioner, »die Armee ist einsatzbereit. Wir haben ein Bataillon der King's African Rifles keine fünf Meilen von hier stationiert.«

»Was nützen die uns, wenn sie die Mau-Mau nicht finden können?«, rief eine andere Stimme dazwischen.

»Ich habe letzte Woche fünf Kühe und mehr als 'n Dutzend Schafe verloren«, fiel eine dritte Stimme in den wachsenden Chor ein.

»Ruhe!«, donnerte der Vorsitzende und schlug kräftig mit seinem Hammer auf den Tisch. »Ruhe, sage ich. Lassen Sie den District Commissioner seine Erklärung beenden.« Er funkelte die Versammlung an, bis wieder Ruhe herrschte. »Bitte, Mr. Boverie.«

»Danke, Herr Vorsitzender.« Boverie zupfte mit Daumen und Zeigefinger an seinem

Khaki-Hemd, das an seiner verschwitzten Brust klebte.

»Einigen von Ihnen ist vielleicht noch nicht bekannt, dass die britische Regierung vor zwei Tagen, am zwanzigsten Oktober, den Ausnahmezustand über Kenia verhängt hat.« Er machte eine Pause, damit die Leute diese Neuigkeit aufnehmen konnten. Im Saal herrschte nun absolute Stille. »Das zweite Bataillon der Lancashire Fusiliers wurde gestern aus dem Nahen Osten hierher eingeflogen. Im Lauf der kommenden Wochen wird unsere Reaktionsfähigkeit signifikant ausgeweitet. Signifikant ausgeweitet«, wiederholte er. »Ich spreche hier von Boden-, See- und Luftstreitkräften.«

Der District Commissioner führte daraufhin einige Minuten lang Einzelheiten wie Truppenstärken und Ausrüstung auf. Er beendete seine Rede mit einer leidenschaftlichen Verkündung – »Ein Haufen aufwieglerischer, ungebildeter Eingeborener wird uns nie besiegen!« – und nahm unter höflichem Applaus wieder Platz.

Der Vorsitzende dankte ihm und blickte sich im Saal um. »Gibt es noch Fragen an den District Commissioner?«

Cliff Randall erhob sich.

»Der District Commissioner hat uns ein paar interessante Zahlen genannt«, sagte er. »Aber ich frage mich, ob diese konventionellen Streitkräfte der Situation gewachsen sein werden? Ich habe im letzten Krieg unter Brigadegeneral Wapshore gedient. Wir haben von Lettow kreuz und quer durch Tanganjika gejagt. War verdammt schwer, ihn zu stellen. Urwälder und Sümpfe, genau wie hier.« Er blickte sich im Saal um: Er hatte die volle Aufmerksamkeit der Versammlung. »Diese verfluchten Kikuyu sind Freischärler, Räuberbanden, genau wie von Lettows Leute. Zahlenmäßige Überlegenheit zählt auf diesem Terrain nicht. Man kann sie nicht in einer Schlacht stellen. Sie umgehen einen, greifen nur kleine Ziele an. Wie unsere Farmen.«

Ein besorgtes Murmeln lief durch den Saal, als Randall sich wieder setzte.

Der District Commissioner lächelte herablassend. »Unsere hiesigen Jungs von den King's African Rifles werden gewiss mit lokalen Scharmützeln fertig, da bin ich ganz sicher.«

»Was ist mit dem Soldaten, der vergangene Woche tot im Wald gefunden wurde?«, fragte eine Stimme aus den hinteren Reihen.

Einige Anwesende tauschten bedeutungsvolle Blicke.

»Ein bedauerlicher Einzelfall«, sagte Boverie.

Cliff Randall stand wieder auf. »Und ich werde dafür sorgen, dass es dabei bleibt.« Er blickte sich im Saal um. »Meine Jungs und ich sind bewaffnet, wir werden eine Patrouille aufstellen und unsere Farm und die unserer Nachbarn bewachen. Wer ist dabei?«

Ein Chor von Jubelrufen und Geschrei hob an, und die Versammlung löste sich in großer Unordnung auf.

KAPITEL 2

Zunächst dachte Ernie, er sei gestorben und in den Himmel gekommen. Ganz kurz meinte er, ein grelles Licht zu sehen und zu schweben, bevor er grob auf einer harten Oberfläche deponiert wurde und das Licht wieder verschwand. Einige Zeit später erwachte er in der Hölle. Sein Bein tat schrecklich weh, aber das war nichts im Vergleich zu den Schmerzen in seinen Händen. Irgendetwas drohte ihn zu ersticken. Er bekam keine Luft. Er versuchte, nach seinem Gesicht zu tasten, doch seine Hände waren riesige Blasen, angefüllt mit Federn.

Er öffnete die Augen und bemühte sich, etwas zu erkennen.

Ein schwarzes Gesicht hing über ihm.

Ernie fiel in Ohnmacht.

Das schwarze Gesicht war immer noch da, als er wieder aufwachte. Er betrachtete es eine Zeitlang. Es war jünger und weniger furchterregend, als er zunächst gedacht hatte. »Wer sind Sie?«, fragte er, sobald er sicher war, dass er nicht träumte.

Auf dem Gesicht breitete sich ein Lächeln aus. »Ich bin Nasonga.« Die Stimme klang volltönend, mit einem samtigen Timbre. Die Stimme wirkte älter als ihr Besitzer.

Diese Antwort war zu wenig. Ernie hob langsam den Blick. Der Raum war kahl. Eine mit Fliegendreck gesprenkelte Glühbirne hing von der nicht ganz weißen Decke.

»Nasonga wer?«, fragte er und wusste selbst nicht recht, warum. Es gab viel wichtigere Fragen, die ihm der schwarze Mann beantworten könnte, etwa Wo bin ich?, und Wie zum Teufel bin ich hierhergekommen?

»Ich bin Zakayo Nasonga.« Das Lächeln wurde breiter. »Wollen Sie denn nicht wissen, wo Sie sind?«

»Allerdings möchte ich das.« Ernies Hals schmerzte, seine Stimme war kaum mehr als ein Krächzen.

»Sie sind im Lazarett des Kriegsgefangenenlagers Stalag Luft sieben in Bankau.«

Der schwarze Mann saß auf einem Stuhl an Ernies Bett. Er hatte ein breites, freundliches Gesicht und kurzes, dichtes, extrem schwarzes Haar.

Ernie wusste, dass er kein Aborigine sein konnte. Seine Gesichtszüge waren ganz anders, und auch der Akzent, der vielleicht ein wenig britisch klang.

»Warum?«, fragte Ernie.

Die Stirn des Mannes runzelte sich. »Warum was?«

»Warum bin ich hier?«

»Im Lazarett? Weil Sie einen Schädelbruch, Verbrennungen zweiten Grades an den Händen und ein gebrochenes Bein haben, genau wie ich.«

Ernie blickte auf sein rechtes Bein hinab. Eine Blechschiene erstreckte sich von seinem Knöchel bis zum Schritt. Der schwarze Mann hob das linke Bein und legte es auf die Bettkante. Ihm reichte die Blechschiene bis zum Knie.

»Sehen Sie? Wir sind ein tolles Paar.« Seine Zähne waren groß und weiß. »Sie haben

Sie gestern reingebracht. Maurice sagt, Sie würden schon wieder auf die Beine kommen.«

»Maurice?«

»Er ist ein belgischer Kriegsgefangener, und Arzt, Gott sei Dank. Ansonsten wüsste ich nicht, was aus uns allen werden sollte.«

»Und was ist mit Ihnen, äh ...«

»Nasonga. Aber Sie können mich Zakayo nennen, wenn Sie wollen. Ich? Ich bin Sergeant der zehnten Division, britische Armee. Unser Zug wurde am Monte Cassino von den anderen abgeschnitten. Ich bin dummerweise in ein Loch gefallen. Jetzt bin ich seit fast einem Monat hier.«

Plötzlich kehrte ein großes Stück von Ernies Erinnerung zurück. Er stützte sich auf die Ellbogen und blickte sich verwirrt um. »Wo sind meine Kleider? Wo sind meine Sachen?«

»Keine Sorge, ich habe Ihre Kleider gewaschen. Sie hängen draußen und versuchen, in diesem grässlichen Wetter zu trocknen.«

»Und meine übrigen Sachen?« Er warf einen Blick auf den Nachttisch und suchte dann wieder den Raum ab.

»Ihre Briefftasche und sonstige Wertsachen haben die Wachen Ihnen wahrscheinlich abgenommen. Hatten Sie eine Uhr?«

»Ja, aber was ist mit meinem Bumerang?«

»Verzeihung, wie bitte?«

»Mein Bumerang. Ein halber Bumerang. Das ist ein Stück schwarzes Holz, mit gelben, roten und weißen –«

»Ach, das.« Nasonga griff in seine Hemdtasche und reichte ihm das Holzstück. »Hier, bitte.«

Ernie nahm es und ließ den Kopf zurück aufs Kissen sinken. »Puh«, sagte er, und die Erinnerung an Marie und den Tag, als er den Spielzeugbumerang in zwei Teile zerbrochen hatte, kehrte zurück. Er hatte ihr die andere Hälfte gegeben mit dem Versprechen, wohlbehalten nach Hause zu kommen, sobald der Krieg vorbei war. »Danke. Ich danke Ihnen sehr.« Er zuckte wegwerfend mit den Schultern. »Das ist sozusagen, verstehen Sie, ein Andenken.«

Der schwarze Mann nickte. »Ich verstehe. Ich glaube, so etwas nennt man einen Glücksbringer?«

»Genau.« Ernie lachte. »Diesmal hat er mir allerdings nicht viel Glück gebracht.«

»Es hätte schlimmer kommen können. Aber hier kümmern wir uns umeinander. Na ja, die meisten jedenfalls. Aber machen Sie sich keine Sorgen, ich werde mich um Sie kümmern, Ernie.«

»Das weiß ich zu schätzen, Kumpel. Bis jetzt haben Sie das jedenfalls großartig gemacht, denke ich.«

»Nicht der Rede wert.« Zakayo musterte Ernie mit gerunzelter Stirn. »Aber Sie sehen müde aus. Kann ich Ihnen etwas bringen? Ich habe ein bisschen Essen versteckt.«

Ernie blickte auf die zwei gebrochenen Beine hinab, eines weiß, eines schwarz. »Sieht so aus, als wäre das Laufen für Sie genauso mühsam wie für mich.«

»Ich komme schon zurecht.«

Ernie mochte den Mann. »Zako, du und ich, wir werden uns prächtig verstehen, glaube ich.« Er zeigte auf ihre gebrochenen Beine. »Zunächst mal brauchen wir beide zusammen nur ein Paar Schuhe.«

Wie sich herausstellte, war der junge Zakayo Nasonga auf dem besten Wege, in seinem Heimatdorf Panyiketto ein bedeutender Mann zu werden, als er Uganda verlassen und in den Krieg ziehen musste. Sein Dorf lag am gewaltigen Albert-Nil, nicht weit von Belgisch-Kongo. Deshalb sprach er ganz passabel Französisch, einer der Gründe, weshalb die britische Armee ihn als Freiwilligen angenommen hatte. Aber sie wären keineswegs interessiert gewesen, wenn er ihnen damals, 1941, gesagt hätte, dass er erst sechzehn Jahre alt war. Er war groß für sein Alter, kräftig von der langen, harten Arbeit an den Fischernetzen, und er ging fraglos für achtzehn durch.

Zakayo dachte oft an Panyiketto. Er stellte sich vor, den Flusspfad entlang zu Doreens Dorf zu gehen. Dann war sie dort, am Fluss, wusch ihre Wäsche, und ein strahlendes Lächeln breitete sich über ihr Gesicht, als er sich näherte. Oder sie war in der Hütte ihrer Eltern und drückte die Milch aus Kokosfleisch. Die Hütte stand auf einem Hügel oberhalb des Flusses, gekrönt von üppigen, violetten Bougainvilleen. Palmen nickten an der breiten, blaugrauen Wasserfläche des Nils, wo Kinder im flachen Wasser mit Speeren fischten und zum Spaß die Krokodile mit Steinen bewarfen. In den Gärten wuchsen Mais, Maniok und alle möglichen Blattgemüse. Und überall gab es Bananen: die kleinen, süßen, die im Bündel aussahen wie die Hand eines dicken Kindes; die edlen kabaka-Bananen, groß und fest; und die wilden grünen Bananen, die roh ungenießbar waren, aber köstlich schmeckten, wenn man sie kochte und mit Maisbrei aß. Zakayo hatte seit Jahren keine Banane mehr gegessen.

Seit seiner Verlegung vom Kriegshospital in das Gefangenenlager vor sieben Monaten hatte er, ganz im Gegensatz zu früher, zu Hause, so gut wie keine Freunde. Die schwarzen Amerikaner blieben unter sich. Die Belgier schienen sich mit ihm nicht ganz wohl zu fühlen, als solle für ihn eine eigene Klasse Kriegsgefangener eingerichtet werden – der einzige Schwarzafrikaner im Lager. Die Briten gaben sich tolerant, zögerten jedoch, ihn in ihren Kreis aufzunehmen. Die Deutschen behandelten ihn wie ein Gespenst. Was hatte ein primitiver Eingeborener aus Uganda, einem Land, das außerhalb Afrikas praktisch unbekannt war, in diesem Weltkrieg verloren? Er hätte nicht einmal im Stalag Luft 7 sein dürfen – das war ein Luftwaffen-Lager, keines für Angehörige der British Army. Den Deutschen schien das egal zu sein. Er hätte ebenso gut unsichtbar sein können.

Sein einziger Freund war der stämmige kleine Australier, Ernie Sullivan. Ihre Freundschaft wuchs zunächst langsam, doch bald begann Ernie, seinen respektlosen Humor mit Zakayo zu teilen. Das war ein Wendepunkt. Die beiden zogen gemeinsam ein Geschäft auf.

Von den Deutschen ignoriert zu werden hatte seine Vorteile, dachte Zakayo, als er auf seine Baracke zuging. Es verringerte das Risiko, aufgehalten zu werden, wenn er seine Runde machte, um die Einsätze für die Predigtzeit-Wetten einzuholen.

Dabei ging es darum, die Länge der Predigt zu erraten, die der katholische Priester jeden Sonntag im Lager hielt. Die Männer konnten für einen kleinen Betrag Zeitabschnitte von jeweils zehn Sekunden Länge kaufen. Der Mann, dessen Zeitabschnitt der tatsächlichen Länge der Predigt am nächsten kam, gewann die Spielkasse, minus zehn Prozent, die sich Zakayo und Ernie teilten. Langeweile war eine ständige Gefahr im Lager. Selbst die vorgesetzten Offiziere unter den Gefangenen duldeten die wöchentliche Wette ihrer Männer, weil sie die alles betäubende Routine auflockerte.

Wenn die Männer kein Bargeld hatten, konnten sie die Schokolade vom Roten Kreuz eintauschen oder Zigaretten oder was auch immer an Gütern gerade verfügbar war. Ernie legte den Preis der verschiedenen Tauschwaren fest, abhängig von Angebot und Nachfrage. Er und Zakayo zogen durch das Lager, kauften, handelten und verkauften, um Bargeld zu bekommen. Jeden Sonntag fing das Ganze von vorn an.

Ernie saß auf der Stufe vor ihrer Baracke in Sektor F, der den Spitznamen »Fremdenlegion« bekommen hatte, weil hier die Männer aus Ländern untergebracht waren, die nicht genug Landsleute im Lager hatten, um eine eigene Gemeinschaft zu bilden, wie sie etwa die Briten, Belgier oder Amerikaner darstellten. Er trug sein übliches schiefes Grinsen und eine Jacke, die ihm am Oberkörper passte, an den Armen aber um mindestens eine Größe zu lang war.

»Tag, Zako«, sagte er, als der Afrikaner sich zu ihm auf die Stufe setzte. »Alles klar bei den Yankees?«

»Alles bestens, Kumpel«, erwiderte der Afrikaner und ahmte dabei Ernies breiten australischen Akzent nach. In den sieben Monaten seit Ernies Ankunft hatte Zakayo ein beachtliches Vokabular an australischem Slang gelernt. Im Gegenzug hatte Ernie ein paar Worte Kisuaheli aufgeschnappt, darunter Flüche und Schimpfwörter, die er bei jeder sich bietenden Gelegenheit vom Stapel ließ.

Ernie ließ rasch den Blick durchs Lager schweifen und schob dann eine Hand tief in die Tasche. »Hier, das kommt in unseren Topf.« Er reichte Zakayo eine Hand voll Münzen. »Zigarette?«

»Nein, danke. Wir haben inzwischen einen hübschen Notgroschen zusammen, was?«

»Kannst du laut sagen.« Seit der Befreiung von Paris, von der das Lager durch den belgischen Widerstand erfahren hatte, wurde immer lebhafter über das baldige Kriegsende speuliert. »Was willst du mit deinem Geld anfangen, Zako?«

Zakayo lehnte sich auf der Stufe zurück und streckte die Beine aus. »Ah, da fragst du mich was.« Sein Anteil am Profit ihres Wettbüros reichte aus, um mehrere Kühe zu kaufen – genug für eine Mitgift und den Aufbau einer eigenen Herde. Bei all dem hatte er Doreens Bild vor Augen.

»Ja, ich frage dich.«

»Was würde ein australisches Känguru schon von Afrika verstehen?«

»Vielleicht erlebst du eine Überraschung. Stell mich doch auf die Probe.«

Zakayo wollte sogar über Doreen sprechen; irgendwie würde er sich ihr dann näher fühlen. Aber er wollte nicht zu begierig klingen. Wäre Ernie Afrikaner gewesen, hätte

Zakayo genau gewusst, wie er dieses Gespräch angehen musste, aber weiße Männer taten sich sehr schwer mit delikatsten Themen. Natürlich hatten er und Ernie schon manchmal über solche Themen gesprochen, unter anderem über ihre sexuellen Eroberungen, aber Ernie hatte kaum je seine Ehefrau und ihr gemeinsames Leben zu Hause erwähnt. Zakayo hatte sich danach gerichtet und Doreen für sich behalten.

»Ich werde meine Freundin bitten, meine Frau zu werden«, sagte er.

»Klasse, Kumpel. So ist's recht. Wer ist denn die Glückliche?«

»Sie heißt Doreen.«

»Se heißt Doreen ... Na, verdammich, sag ich!« Ernies normalerweise derber Akzent klang jetzt nasal und aufgeblasen. »Ne halbe Feder hätt mich umgehau'n!«, fügte er hinzu.

Zakayo starrte ihn an. »Was zum Teufel soll das heißen?«

»He, ich hab dich nur auf den Arm genommen.« Ernie stieß ihn mit dem Ellbogen an.

Der junge Schwarze musterte ihn: Der Australier schien es nicht böse zu meinen. »Was soll dann dieser ganze takaka über Doreen? Und das bedeutet ›Blödsinn‹, falls du das Wort nicht schon kennst.«

»Ich kenne takaka. Und das ist kein Blödsinn, das ist Poesie.«

Wie Zakayo spürte, hatte Ernie gemerkt, dass er zu weit gegangen war, und versuchte nun, Zakayo mit seinem Humor zu besänftigen. »Was für Poesie soll das denn sein? Ich verstehe kein Wort davon«, sagte er deshalb.

»C.J. Dennis. Der Beste. Er erzählt von seiner neuen Flamme Doreen.« Ernie hob die Hand zu einer theatralischen Geste und deklamierte weiter. Als der Ugander keine Reaktion zeigte, sagte er: »Na schön, lassen wir das.«

»Gut.«

»Jetzt erzähl mir von deiner Doreen. Woher kommt sie? Wie hast du sie kennengelernt?«

Zakayo freute sich, dass sie wieder beim eigentlichen Thema waren. Er konnte seine Doreen vor sich sehen, die ihn anlächelte, mit Blumen im Haar, an dem Tag, als er sie auf dem Freitagsmarkt zum ersten Mal gesehen hatte. Er war gerade fünfzehn, sie dreizehn. »Sie kommt aus einem anderen Dorf. Weißt du noch, was ich dir über unser Dorf in Uganda erzählt habe?«

Ernie nickte.

»Also, ihr Dorf liegt ein paar Kilometer flussaufwärts. Es ist klein, etwa so groß wie unseres. Ich war vorher noch nie dort zu Besuch, weil wir da keine Verwandten haben. Das wird es für meinen Vater ein bisschen schwierig machen, die Hochzeit auszuhandeln, aber daran will ich noch nicht denken.« Seine Gedanken rasten voraus. »Dieses Problem werden wir lösen, wenn es so weit ist, nicht wahr?« Zakayo wäre an diesem Punkt gerne von dem älteren Australier beruhigt worden, aber Ernie nickte nur wieder.

Der Afrikaner geriet ein wenig ins Schwärmen. Diese Erinnerungen mit jemandem zu teilen fühlte sich gut an, und Ernie hatte endlich mit seiner Neckerei aufgehört. »Wir sind uns auf dem Wochenmarkt begegnet«, erzählte Zakayo und lächelte bei der Erinnerung

an jenen Tag.